

Ursula Köstler

Genossenschaftliche Formprinzipien gemeinschaftlichen Mehrgenerationenwohnens

Genossenschaftswissenschaft, Mehrgenerationenwohnen, Reziprozität, Sozialkapital, Sozialraum, Vertrauenskapital,

Das Thema gemeinschaftlichen Generationenmiteinanders ist gerade vor dem Hintergrund der Alterung der Gesellschaft in der aktuellen gesellschaftspolitischen Diskussion. Das gemeinsame Gestalten und gegenseitige Unterstützen der Generationen wird als Win-Win-Situation angesehen. Dabei existieren verschiedenartige Formen des gemeinschaftlichen Generationenmiteinanders. Der Beitrag skizziert die Formprinzipien des gemeinschaftlichen Miteinanders am Beispiel des Mehrgenerationenwohnens.

I. Generationenmiteinander

In der Regel beinhalten Projekte des intergenerativen Miteinanders genossenschaftliche Formprinzipien des gemeinschaftlichen Miteinanders (Schulz-Nieswandt et al. 2009), die in der Hilfe zur Selbsthilfe fundieren (Köstler und Marks 2017). Voraussetzungen des Gelingens sind Netzwerkbildung, Vertrauen und ein gemeinsames Wertesystem basierend auf der Norm der Reziprozität. Demnach folgen die zentralen Elemente den Theorietraditionen des Sozialkapitalansatzes, der seit den 1990er Jahren als interdisziplinärer Ansatz in Soziologie und Ökonomie verstärkt diskutiert wird.

1. Projekte des gemeinsamen Erlebens der Generationen

Neben Generationenwohnprojekten gibt es variantenreiche Projekte des Generationenmiteinanders: Zu nennen sind Mehrgenerationenhäuser als Plattform des gemeinsamen Miteinanders (BMFSFJ 2018). Ein breit angelegtes Projekt des Generationenmiteinanders ist das *Aktionsprogramm Mehrgenerationenhäuser* des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ 2011, BMFSFJ 2014). Gestartet in 2006 förderte das Programm bis 2016 bundesweit 450 Mehrgenerationenhäuser (DStGB und BMFSFJ 2014, 3); die Finanzierung lag beim Bund und den Kommunen mit 40.000 Euro pro Jahr und Haus, 10.000 Euro davon kamen von der Kommune (BMFSFJ 2014, 6). Mit dem neu aufgelegten *Bundesprogramm Mehrgenerationenhaus*, das am 1. Januar 2017 gestartet ist, werden bis 2020 rund 540 Mehrgenerationenhäuser bundesweit gefördert (BMFSFJ 2018). Im Vergleich zum Vorgängerprogramm sind dies rund 100 zusätzliche Häuser; ermöglicht wurde dies durch den Beschluss des Deutschen Bun-

destages, welcher einen Mittelaufwuchs für die Mehrgenerationenhäuser von 3,5 Millionen Euro beschloss. Die Mehrzahl der Mehrgenerationenhäuser des Aktionsprogramms werden im Rahmen des Bundesprogramms weiter unterstützt, somit wird Erfahrungswissen nutzbar gemacht. Die Fördergelder pro Haus und deren Finanzierungsteilung folgen dem Aktionsprogramm. Im Handbuch intergeneratives Arbeiten – Perspektiven zum Aktionsprogramm Mehrgenerationenhäuser (Binne et al. 2014) finden sich Diskussionsperspektiven des Aktionsprogramms. Als Handlungsfelder für das Wirken von Mehrgenerationenhäusern werden dargelegt (BMFSFJ 2011, 11f.): Die generationsübergreifenden Begegnungen prägen das Zusammenleben der bis zu vier Generationen. Im Zentrum stehen Kinderbetreuung und ein offener Treff, der in seiner Funktion als Kommunikationsort Informationsaustausch ermöglicht und Ideenbörse für die Dienstleistungen des Mehrgenerationenhauses ist. Ergänzend werden Formen des Bürgerschaftlichen Engagements integriert. Die Außenwirkung wird durch eine Vernetzung im Quartier und Kooperationen mit Unternehmen und Dienstleistern vor Ort fundiert.

Dann gibt es generationenübergreifende Tagesbetreuungen, wie dies z.B. das in der Region Zürich angesiedelte Projekt TANDEM Tagesbetreuung Kinder & Senioren darstellt. TANDEM funktioniert wie eine Großfamilie. Dabei stellen die generationenübergreifende Begegnungs- und Beziehungsmöglichkeit zwischen älteren Menschen und Kindern den tragenden Bestandteil dieser besonderen Tagesbetreuung dar. Die Trägerschaft ist gemeinnützig. TANDEM will einen Beitrag zur Zusammenführung der Generationen leisten und unterstützt den Generationenaustausch, damit die Generationen einander näherkommen und voneinander profitieren (TANDEM 2020).

Weiterhin gibt es Projekte, die den intergenerationellen Austausch fördern, wie z. B. Intergenerationentreffs. Auch zu nennen sind spezielle Mentoringprojekte als Austausch zwischen den Generationen (Leselernhelfer, Hausaufgabenbetreuung, Unterstützung bei der Berufsfindung von Jugendlichen und jungen Erwachsenen durch Bürger der älteren Generation). Und es gibt Projekte, die die Generationen bei bürgerschaftlichem Engagement zusammenbringen, z. B. Begleitdienste, Projekte in Bildungseinrichtungen, hier ist das Projekt *Generationenübergreifendes Lernen und Bürgerschaftliches Engagement* zu nennen (Landesarbeitsgemeinschaft der Freiwilligen-Agenturen/Freiwilligen-Zentren 2020)

2. Projekte gemeinschaftlicher Wohnformen

Das Zusammenleben der Generationen in gemeinschaftlichen Wohnprojekten wird als Chance angesehen (Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen 2012, BMFSFJ 2011 a), wie die zunehmende Anzahl älterer Menschen ihre Potentiale für jüngere Generationen nutzen kann und gleichzeitig Unterstützung von den Jüngeren erhält. Mittlerweile existiert ein breit gefächertes Wohnangebot, das die Verschiedenartigkeit der Lebensformen und Lebensbedingungen der Generationen adaptiert (Philipsen 2014). Eingebettet sind diese Wohnkonzepte in Ideen der Quartiergestaltung und folgen der Suche nach qualitativ hochwertig ausgestalteten wohnungsnahen Freiräumen.

Gemeinschaftliche Wohnformen existieren für bestimmte Altersgruppen (Krasemann 2017, 30 f.) und als Projekte auf intergenerationaler Basis, bei denen bis zu vier Generationen einge-

bunden sind. Praxisbeispiele zum gemeinschaftlichen und generationenübergreifenden Wohnen finden sich in „Wohnen für (Mehr)GenerationenGemeinschaft stärken – Quartier beleben Praxisbeispiele zum gemeinschaftlichen und generationenübergreifenden Wohnen“ des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2012); leider ist kein aktuellerer Informationsband aufgelegt.

In einem Mehrgenerationenhaus leben verschiedene Bewohnergruppen in einem Wohnkomplex zusammen. Ziel ist es, zwischen verschiedenen Generationen und zwischen Bewohnergruppen mit unterschiedlichen Bedarfslagen nachbarschaftliche Hilfekonzepte zu leben. Kennzeichnend ist, dass jeder Bewohner eine eigene abgeschlossene Wohnung hat und, dass das gemeinschaftliche Wohnprojekt über Gemeinschaftsräume verfügt. Dabei sind zwei Varianten denkbar (Kremer-Preiß und Stolarz 2003, S. 79): Die Gemeinschaftsräume werden teilweise als offener Treffpunkt genutzt und Anwohner im Quartier sind integriert (z. B. Nachbarschaftscafe) oder die Gemeinschaftsräume einer anderen Quartierseinrichtung werden mitgenutzt.

Im Folgenden werden einige Formprinzipien des gemeinschaftlichen Miteinanders skizziert und unter dem Aspekt des gemeinschaftlichen Mehrgenerationenwohnens kurz dargelegt – ohne auf Vollständigkeit zu setzen.

II. Formprinzipien des gemeinschaftlichen Miteinanders

1. Genossenschaftliches Formprinzip

Die meisten Mehrgenerationenwohnprojekte sind in der Rechtform des eingetragenen Vereins konstituiert, nur wenige sind als eingetragene Genossenschaft tätig.¹ Die Wahl der Rechtsform des eingetragenen Vereins hat in der Regel praktische Gründe: Insgesamt ist der eingetragene Verein der Bevölkerung vertrauter. Mit der Gründung eines eingetragenen Vereins oder einer ehrenamtlichen (Vorstands)tätigkeit in einem Verein sind viele Bürgerinnen und Bürger schon konfrontiert worden, während die eingetragene Genossenschaft im Alltag nicht so präsent ist. Hier existieren in Bereichen des bürgerschaftlichen Engagements immer noch Berührungsängste und die Rechtsform der eingetragenen Genossenschaft wird als komplexer wahrgenommen. Wir konnten dies bei unseren empirischen Forschungen am Seminar für Sozialpolitik und Methoden der qualitativen Sozialforschung und am Seminar für Genossenschaftswesen der Universität zu Köln an am Beispiel der Seniorengenossenschaften beobachten (Köstler 2019, 2018, 2017, Köstler und Schulz-Nieswandt 2010, 2015, 2016). Seniorengenossenschaften werden bis auf wenige Ausnahmen in der Rechtform des eingetragenen Vereins geführt. Bei einigen Initiativen ist zwar in der Satzung die Umwandlung des Vereins in die Rechtsform einer eingetragenen Genossenschaft ausdrücklich als Zukunftziel aufgenommen worden, doch bisher sind keine Umwandlungen in eine eingetragene Genossenschaft erfolgt. Dabei hat die Novellierung des Genossenschaftsgesetzes 2006 sowohl das Gründungsprozedere als auch die Jahresabschlussprüfung für Genossenschaften mit geringer Mitgliederzahl vereinfacht.

¹ Aktuell gibt es in Deutschland 1925 Wohnungsgenossenschaften (Stappel 2016, 19), was noch nichts über die Intergenerationalität der Bewohnerschaft der Wohnungsgenossenschaften aussagt.

Insgesamt erlebt die Genossenschaftsidee im letzten Jahrzehnt eine Renaissance und etabliert sich zunehmend auch in sozialen und gesundheitlichen Bereichen. Gerade bei den Erfordernissen ökosozialer Entwicklungen und lokaler Bedarfsdeckung wird der genossenschaftlichen Wirtschaftsform sowohl eine zentrale Rolle als auch innovatives Potential zugeschrieben (Elsen 2017). Die Genossenschaftsidee ist gesellschaftspolitisch präsent; so ist die Genossenschaftsidee am 30. November 2016 in die "Liste des dringend erhaltungsbedürftigen Immateriellen Kulturerbes" der Deutschen UNESCO-Kommission aufgenommen worden.²

Die Mehrzahl der Mehrgenerationenwohnprojekte sind keine Genossenschaften im rechtlichen Sinn, dennoch wird die Genossenschaftsartigkeit in soziologischer Sicht in der gegenseitig praktizierten Selbsthilfe, in der gesellschaftlichen Selbstorganisation und Selbstverantwortung gelebt.³

Die Prinzipien der Selbsthilfe, Selbstverwaltung und Selbstverantwortung beschreiben die genossenschaftlichen Grundsätze (Kluth und Sieker 2017, 80-82). Mit ihrer Hilfe kann geprüft werden, ob eine genossenschaftliche Wirtschaftsführung vorliegt, auch wenn die Rechtsform des eingetragenen Vereins gewählt wurde: Das Prinzip der Selbsthilfe wird im Förderprinzip artikuliert. Hier schließen sich Personen zusammen, weil sie gemeinsam mehr erreichen können (Schmale 2017, 15). Der Selbsthilfegedanke beinhaltet die Eigenständigkeit und Unabhängigkeit und setzt voraus, dass die Genossenschaft sich nicht durch Fremdmittel finanziert, somit keine öffentlichen Subventionen bekommt. Bei den als eingetragene Vereine konstituierten Projekten stellen i. d. R. die Vereinsmitglieder die finanziellen Mittel für das gemeinschaftliche Wohnprojekt zur Verfügung. Durchbrochen wird dieser Grundsatz allerdings, wenn Landesförderprogramme genutzt werden. Das Prinzip der Selbstverwaltung beinhaltet die Selbstorganisation, d. h. die Organe werden durch Mitglieder besetzt. Bei der eingetragenen Genossenschaft sind das: Vorstand, Aufsichtsrat und Mitgliederversammlung. Beim eingetragenen Verein sind das: Vorstand und Mitgliederversammlung. Das Prinzip der Selbstverantwortung spricht die Haftung der Initiativen an und besagt, dass Mitglieder des Vorstands und des Aufsichtsrates nur persönlich zur Haftung herangezogen werden, wenn sie ihre Sorgfaltspflicht verletzen. Entsprechend dazu sieht im Vereinsrecht die Mitgliederversammlung die Entlastung des Vorstands vor. Bei den hier betrachteten gemeinschaftlichen Wohnformen, unabhängig von der gewählten Rechtsform, liegt somit die These von Draheim (Draheim 1952, 16) zu Grunde, der den Begriff der Doppelnatür der Genossenschaft prägte: Genossenschaften sind sowohl Personenvereinigungen als auch Unternehmen, deren Zusammenschluss das Ziel hat, Solidarleistungen – im Sinne der gegenseitigen Bedarfsdeckung – für die Mitglieder zu erzielen. Bei gemeinschaftlichen Mehrgenerationenwohnprojekten erfolgt die gegenseitige Bedarfsdeckung in der praktizierten Hilfe zur Selbsthilfe, die sich in der gelebten Norm der Gegenseitigkeit ausdrückt.

Wie gelingt nun gemeinschaftliches Wohnen?

2 Das Verzeichnis wird von der Deutschen UNESCO-Kommission und verschiedenen deutschen staatlichen Akteuren erstellt. Es ist kein UNESCO-Verzeichnis. „Formen Immateriellen Kulturerbes sind entscheidend von menschlichem Wissen und Können getragen. Sie sind Ausdruck von Kreativität und Erfindergeist, vermitteln Identität und Kontinuität. Sie werden von Generation zu Generation weitergegeben und fortwährend neu gestaltet.“ (<http://unesco.de>).

3 Wir haben dies nicht nur bei den Seniorengenossenschaften sondern auch bei Selbsthilfegruppen gezeigt: Schulz-Nieswandt 2011, 2015, Köstler 2013.

2. Vertrauenskapital als Grundlage des gemeinschaftlichen Wohnens

Die Grundlage für gemeinschaftliches Wohnen bildet Vertrauen. Die Mitglieder eines gemeinschaftlichen Wohnprojekts müssen Vertrauenskapital in ihr Wohnprojekt transportieren.

In der Literatur wird der Vertrauensbegriff vielschichtig und interdisziplinär diskutiert.⁴ Der Systemtheoretiker Niklas Luhmann spezifizierte 1968 Vertrauen als wichtige Einflussgröße und definiert Vertrauen als eine soziale Beziehung, die eigenen Gesetzmäßigkeiten unterliegt. Die immer komplexer werdende Umwelt macht es erforderlich, dass die Person bei der Wahrnehmung relevanter Sachverhalte selektiert und den Rest als gegeben hinnimmt; dabei ist dieser Rest entweder irrelevant oder sicher, jedoch nicht beeinflussbar (Luhmann 1973, 7-8). Auf Grund der Sozialdimension des menschlichen Erlebens nimmt die Welt für den Menschen an Komplexität zu. Der Mensch reagiert, indem er die Komplexität reduziert. Und eben dabei hilft Vertrauen. Denn Vertrauen hilft die Komplexität und die Unsicherheit von Entscheidungssituationen zu reduzieren.

Vertrauen schafft demnach stabile Rahmenbedingungen für soziale Interaktionen zwischen den Mitgliedern des Wohnprojekts und dient dabei dem Aufbau und der Aufrechterhaltung sozialer Beziehungen innerhalb der Bewohnerschaft. Deutlich werden hier die beiden Vertrauensbegriffe, die Luhmann unterscheidet: Persönliches Vertrauen (Luhmann 1973, 40 f.) und Systemvertrauen (Luhmann 1973, 50 f.). Persönliches Vertrauen wird von einem Lernprozess begleitet. Wenn derjenige, dem vertraut wird, immer wieder Gelegenheiten zum Vertrauensmissbrauch bekommt, diese aber nicht nutzt, wächst das Vertrauenspotential. Umgekehrt ist persönliches Vertrauen aber auch fragiler, denn es kann durch eine einzige Enttäuschung aufgelöst werden. Somit können Vertrauensbeziehungen zwischen den Projektbewohnern sich als instabil erweisen und sogar das Wohnprojekt gefährden, wenn es z. B. zu Misstrauenssituationen im Vorstand des Wohnprojekts kommt oder Meinungsverschiedenheiten in der Bewohnerschaft über gemeinsam abzustimmende Sachverhalte existieren. Daher ist Systemvertrauen umso wichtiger für die Stabilität von Wohnprojekten. Systemvertrauen, also das Vertrauen in das Projekt gemeinschaftlichen Wohnens, wird durch laufend bestätigende Erfahrungen aufgebaut. Systemvertrauen bedarf keiner besonderen Garantie, ist somit leichter zu erlernen als persönliches Vertrauen in immer neue Personen. Systemvertrauen ist weniger leicht zu kontrollieren. Es ist diffus und eben dadurch widerstandsfähiger – nach Ansicht von Luhmann (1973, 54, 63) – sogar immun gegen einzelne Enttäuschungen im Gegensatz zu persönlichem Vertrauen.

Auf gemeinschaftliche Wohnprojekte angewandt, ist zu klären, welcher Art das Vertrauen der Bewohnerschaft ist. Eine am Seminar für Sozialpolitik und Methoden der qualitativen Sozialforschung durchgeführte qualitative Befragung der Mitglieder eines Mehrgenerationenwohnhauses (Schulz-Nieswandt et al. 2012) hat gezeigt, dass das Vertrauenskapital als eine Mischung aus Zuversicht in das System Mehrgenerationenhaus und Vertrauen in das Handeln der Bewohnerschaft des Mehrgenerationenwohnhauses bezeichnet werden kann. Gerade in der Planungs-, Gründungs- und Einzugsphase spielen Erwartungen an das Wohnprojekt eine bedeuten-

4 In der Soziologie, Psychologie und Philosophie ist der Vertrauensbegriff schon länger präsent (Endress 2002, Frings 2010.), in den 1990er Jahren hat er auch in der Ökonomie, insbesondere in der Spieltheorie Einzug gehalten (Vertrauensspiel bei Coleman 1990).

de Rolle (Schulz-Nieswandt et al. 2012, 128-130). Von Bedeutung ist aber neben den Realisierungen der Erwartungen der Umgang mit Enttäuschungen. Hier geht es darum, dass die Bewohnerinnen und Bewohner ihre Erwartungen konkret formulieren und mögliche Enttäuschungen in ihre Erwartungen mit aufnehmen (Luhmann 1973, 87).

Welche Grundlagen lassen Vertrauen in gemeinschaftlichem Wohnen entstehen?

3. Gelebte Norm der Reziprozität

Notwendig zur Entstehung von Vertrauen sind gemeinsam gelebte Normen und Netzwerke des zivilen Engagements. Tragend für ein gemeinschaftliches Wohnen ist ein Geben und Nehmen. Dabei entstehen soziale Beziehungen, die Reziprozitätsnormen folgen. Reziprozitätsnormen besagen, dass Austauschbeziehungen das Prinzip der Gegenseitigkeit innenwohnt. Das Problem ist, dass bei einer Tauschbeziehung das Geben und das Zurückgeben oft zeitlich auseinanderfallen. Gelöst werden kann dieses Problem durch eine von den Beteiligten internalisierte Regel. Gouldner formuliert die der Reziprozitätsnorm zu Grunde liegende Regel: „Helfe denjenigen, die dir geholfen haben und schade denjenigen nicht, die dir geholfen haben.“ (Gouldner 1960, 171). Gouldner unterscheidet drei Arten der Reziprozität, den gegenseitig abhängigen Tausch, die kulturell fundierte Reziprozitätsnorm und die generalisierte moralische Norm der Reziprozität. Bei der generalisierten moralischen Norm der Reziprozität wird die Reziprozitätsbeziehung dadurch stabilisiert, dass Reziprozität eine universelle Norm darstellt, die von den Beteiligten internalisiert ist.

Die kulturell fundierte, generalisierte Reziprozitätsnorm fußt auf Beobachtungen des Anthropologen B. Malinowski, die M. Mauss in seiner Theorie der Gabe fundiert hat. Das derzeit in der Literatur wieder aktuell diskutierte Phänomen der Gabe geht auf einen Aufsatz von Mauss aus dem Jahre 1926 zurück. Marcel Mauss beschreibt in seinem *essai sur le don – forme et raison de l'échange dans les sociétés archaiques* den moralbetonten, vordergründig uneigennützigen Tausch in traditionellen Gesellschaften als *fait total*. Der Gabentausch erfolgt nur vordergründig. Von Bedeutung ist die Beziehung, die zwischen den Tauschpartnern entsteht und diese Beziehung kann nur deshalb entstehen, da der Austausch über die Zeit verzögert ist. Es wird eben nicht zeitnah zurückgegeben. Der Tausch von Gaben ist ein reziprokes Verhalten, das als soziales Phänomen bezeichnet wird und durch das Gesellung überhaupt erst möglich wird. Es entsteht hier ein Wert über den materiellen Wert des Getauschten hinaus (metaphorologisch analysiert bei: Schulz-Nieswandt 2014, 23 f.). Dieser anthropologische Blickwinkel (M. Mauss, B. Malinowski, A. W. Gouldner) betont den Beziehungen stiftenden, von Erwartungen getragenen, reziproken Charakter der Gabe, während der soziologische Blickwinkel (É. Durkheim, M. Weber) die Gabe altruistisch motiviert begründet und als Basis für die Entstehung menschlicher Solidarität sieht. Somit sollte das Handeln der Bewohnerschaft auf der Norm der generalisierten Reziprozität fußen. Die Bewohner sollten bereit sein, sich einzubringen in das Wohnkonzept. Es sollte ihnen wichtig sein, gemeinsame Aktivitäten des gemeinschaftlichen Wohnens mit Leben zu füllen, ohne auf eine (zeitnahe) Ausbilanzierung ihres Gebens bzw. Engagements zu pochen.

Zu fragen ist, welcher Qualität sind die Austauchbeziehungen und wie wird die Symmetrie der Austauschbeziehungen gelebt. Gerade vor einem langfristigen Horizont ist nach den Rückflüssen der sich engagierenden Bewohner, aber vor allem nach den erwarteten Rückflüssen zu fragen. Es geht demnach auch um die objektive und subjektive Bewertung des eingebrachten Engagements und damit um die Motivationsstrukturen der Bewohnerschaft.

Welche Motivstrukturen befördern gemeinschaftliches Wohnen?

4. Motivstrukturen des gemeinschaftlichen Wohnens

Die Mitglieder eines gemeinschaftlichen Wohnprojekts gestalten sowohl die Innenorientierung als auch die Außenorientierung ihres Projekts selbst. Jeder Bewohner entscheidet selbst, in wie weit er welche Interessen und Fähigkeiten in das Wohnprojekt einbringt. Wobei jeder Bewohner eine Biographie mitbringt, die wiederum seine individuellen Vorstellungen der Gegenseitigkeit prägt. Idealerweise eint in ihrer Unterschiedlichkeit die Bewohnerschaft ein gemeinsamer Konsens in Bezug auf das Gegenseitigkeitskonzept des gemeinschaftlichen Wohnens. Die Befragung der Bewohnerschaft eines Mehrgenerationenwohnhauses zeigte, dass die Erwartungen an das Zusammenleben dem Wunsch einer lebendigen, intakten, quasi „Idealvorstellung“ von Nachbarschaft nahe kommen (Schulz-Nieswandt et al. 2012, 115, 121-123). Gemeinsam wird ein Raum des Miteinanders gestaltet: Es werden Gruppenaktivitäten organisiert, Begegnungen im Haus und in der Grünanlage gelebt, Bekanntschaften und Freundschaften geschlossen. Man unterstützt sich gegenseitig, hat dabei aber klare Vorstellungen und Grenzen des Gegenseitigkeitsverständnisses, insbesondere was die Balance zwischen Nähe und Distanz betrifft (Delaney 2015).

In der Summe bedeutet das: Das Wohnprojekt wird zu dem, was seine Bewohnerschaft daraus macht. So kann das Wohnprojekt eine Ressource darstellen, die der Bewohnerschaft, neben deren familiären und ökonomischen Ressourcen, ein tragendes Netzwerk bietet. Das Wohnprojekt lebt von den Mitgliedern, von deren Ideen und Engagement. Geleitet wird das Handeln oder Nichthandeln der Bewohner von den dahinterstehenden Motiven.

Die Motivpalette der Bewohner ist so vielschichtig wie die Bewohnerschaft selbst. Welche personenbezogenen Motive zu Grunde liegen, wird davon bestimmt, ob das Wohnprojekt als dauerhafte Lebensform oder als Lebensabschnitts-Wohnform gewählt wurde.

Bei der Gruppe derjenigen, die ein gemeinschaftliches Wohnprojekt als dauerhafte Lebensform sehen, stehen Motive der Gesellung sowie Hilfen in Notfällen im Vordergrund (Köstler 2018 a). Bewohner, die das Projekt als dauerhafte Lebensform anstreben, befinden sich überwiegend in der Statuspassage des Eintritts oder des bevorstehenden Eintritts in das Rentenalter; mit Statuspassage sind Lebensumbruchphasen umschrieben, in denen sich umorientiert wird und Optionen für Zukünftiges erörtert werden (Schulz-Nieswandt 2006, 76). Daher stellt das Leben in einem gemeinschaftlichen Mehrgenerationenwohnprojekt für ältere Bewohner (drittes, viertes Lebensalter) in der Regel eine dauerhafte Lebensform dar. Ebenso wird gerade von älteren alleinlebenden Bewohnern der Wunsch, im Mehrgenerationenwohnen eine lebenslange Wohnform zu finden, begleitet von der Erwartung, auch bei Hilfe- und Pflegebedürftigkeit im gemeinschaftlichen Wohnprojekt integriert zu bleiben (zu integrativen Wohnprojekten für Men-

schen mit und ohne Assistenzbedarf: Albrecht-Bindseil 2014). Die Praxis zeigt, dass hier die Grenzen der Gegenseitigkeit liegen, denn in der Regel wird das Risiko Pflegebedürftigkeit nicht von der Gemeinschaft mitgetragen, sondern individuell organisiert. Wird das Wohnprojekt als Lebensabschnitts-Wohnform gewählt, überwiegen Motive der Bedarfsdeckung. Aspekte der ausbalancierten Reziprozität folgend werden Gegenseitigkeitshilfen angeboten und nachgefragt.

Welche Outputs entstehen bei gemeinschaftlichem Wohnen für die Beteiligten?

5. Förderung von Sozialkapital und Salutogenese

Das Genossenschaftliche Formprinzip des Miteinanders und der Hilfe auf Gegenseitigkeit in gemeinschaftlichen Wohnprojekten eröffnet Outputs für die Beteiligten in Form von Sozialkapital und gesundheitsfördernden Wirkungsdimensionen. (Darstellung anhand der Befragung von Bewohnern eines Mehrgenerationenwohnhauses und von zwei Wohngruppen bei: Schulz-Nieswandt et al. 2012, 34, 36).

Gemeinschaftliche Wohnprojekte generieren für ihre Bewohnerchaft soziales Kapital. Die OECD definiert Sozialkapital als „the norms and social relations embedded in the social structures of societies that enable people to co-ordinate action to achieve desired goals“ (OECD Glossary of Statistical, 723). Es geht um: Vertrauen, Normen, und Netzwerke. Konkretisiert heißt das: „Sozialkapital ist der Wert (Ertrag) von Investitionen (von Ressourcen) in Netzwerke“ (Schulz-Nieswandt und Köstler 2011, 140). Sozialkapital ist dann eine Investition in den sozialen Zusammenhang der Menschen, der sich als Vernetzung definiert. Netzwerke definieren sich als ein System von Reziprozitäten, also das Erleben von Gegenseitigkeitshilfen. Vertrauen bildet die Grundlage, da die gelebten Reziprozitäten nicht völlig ausgeglichen sein müssen.

Somit ist soziales Kapital eine kollektive Eigenschaft des gemeinschaftlichen Mehrgenerationenwohnens, denn gemeinschaftliche Wohnprojekte generieren generalisierte Reziprozitäten, schaffen soziales Vertrauen und zwischenmenschliche Kooperation innerhalb eines Beziehungsnetzes. Sozialkapital ist dann die Summe der Stunden an Aktivitäten, die von den Bewohnern im Rahmen des gemeinschaftlichen Projektes erbracht werden (z. B. gemeinschaftliche Treffen zu Gesellungsveranstaltungen, gegenseitige Hilfen innerhalb der Bewohnerchaft). Ebenso als Sozialkapital zu interpretieren sind die erfahrene Lebenszufriedenheit, die Sinnstiftung bei dem Erleben gemeinschaftlicher Aktivitäten, die Steigerung des Selbstwertgefühls, wenn sich mit anderen zusammen engagiert wird.

In Projekten des gemeinschaftlichen Wohnens werden Solidarressourcen genutzt und es wird eben dadurch Sozialkapital geschaffen, indem Potenziale pro-sozialer Einstellung und pro-sozialen Verhaltens aktiviert werden (Franzen und Freitag 2007). Zentrale Dimensionen von sozialem Kapital sind gegeben: Bindungen und Netzwerke, Grade der Nähe und Vertrautheit, Wertordnungen und Normen.

Bei gemeinschaftlichen Wohnprojekten schaffen die strukturellen Rahmenbedingungen die Grundlagen für das gemeinschaftliche Miteinander. Wie ist die bauliche Struktur? Wie ist die Architektur der Grünanlage? Wie sind die Wohnungen eingeteilt? Gibt es Gemeinschaftsräume? Wie sind die Gemeinschaftsräume ausgestaltet? Werden die Gemeinschaftsräume aus-

schließlich von der Bewohnerschaft genutzt, werden die Gemeinschaftsräume teilweise als offener Treffpunkt genutzt und Anwohner im Quartier sind integriert (z. B. Nachbarschaftscafe) oder werden die Gemeinschaftsräume einer anderen Quartierseinrichtung mit genutzt? Wie sind der Standort des Wohnprojekts und die Infrastruktur im Quartier?

Dabei steuert jeder Bewohner das Maß an Miteinander selbst. Das Beziehungsgeflecht zwischen den Bewohnern schafft Sozialkapital, das vom Klima des Miteinanders im Projekt des gemeinschaftlichen Mehrgenerationenwohnens beeinflusst wird. Hier handelt es sich demnach um Sozialkapital auf der Mikroebene, das durch Bindungen im Familien- und engeren Freundeskreis entsteht (Gehrmacher 2003). Gemeinschaftliche Wohnprojekte bilden dann eine (nachbarschaftliche) Gemeinschaft. Zwei Dimensionen des Sozialkapitals werden deutlich: Beziehungs- und Werteebene. Das Beziehungskapital bildet das Beziehungsgeflecht, in dem die Bewohner zueinander stehen. In diesem Zusammenhang sind sowohl der Umfang als auch die Qualität der gelebten Beziehungen zwischen den Bewohnern von Bedeutung. Das Wertekapital der Bewohnerschaft wird durch Gemeinsamkeiten im Wertesystem, also im Denken, Fühlen und Handeln, geschaffen. Tragend für die Bewohnerschaft ist ein gemeinsamer Grundkonsens. Dieser wird in Bezug auf ein verbindendes und verbindliches Wertesystem von Nähe und Distanz gelebt, das durch vergangene Erfahrungen und zukunftsgerichtete Erwartungen an das Wohnkonzept Mehrgenerationenhaus, aber auch durch eine bewusste Lenkung der Erwartungen der Bewohner und Neuzuziehenden geschaffen wird (Schulz-Nieswandt et al. 2012, 117).

Durch das Erleben von gemeinschaftlichen Prozessen in Wohnprojekten kann es zur Verbesserung des psychischen Befindens und dadurch zur Steigerung der Leistungsfähigkeit der einzelnen Bewohner kommen. Was wiederum Auswirkungen auf den Gesundheitsverlauf der Bewohner hat. Bekannt ist dieser Befund aus der Engagementforschung schon längst: Engagement fördert Lebenszufriedenheit und subjektives Gesundheitsempfinden und ist ein Feld für Lernerfahrungen; nachzulesen im aktuellen 4. Freiwilligensurvey 2014 (Simonson et al. 2016). Somit kann das Prozessgeschehen innerhalb der Gemeinschaft des Wohnprojekts unter Antonovskys Konzept der Salutogenese zur Aktivierung von Kompetenzen, zur Förderung von Selbstbefähigungen und zum Erleben von positiven Wirksamkeitserfahrungen (Schwarzer und Jerusalem 2002) der Bewohner führen und letztendlich Einfluss auf die Gesundheit der Bewohner haben (Antonovsky 1979).

Wenn nun die Bewohnerschaft von der Teilhabe an gemeinschaftlichem Wohnen profitiert, dann stellt sich die Frage, welche weiteren externen (Output)Effekte entstehen bei gemeinschaftlichen Wohnformen?

6. Externe Sozialraum-Effekte

Die Außenorientierungsprozesse eines gemeinschaftlichen Wohnprojekts schaffen externe Effekte für die Gesellschaft, die ebenfalls soziales Kapital darstellen.

Projekte gemeinschaftlichen Wohnens stellen Sozialräume dar, die jeweils ein eigenes Profil haben. Neben den internen Kooperationen wie hausintern organisierten Angeboten entstehen externe Kooperationen zusammen mit quartiersbezogenen Stakeholdern (Emminghaus et al. 2012). Bürgerschaftliches Engagement ist somit eine notwendige Voraussetzung für ein erfolg-

reiches Miteinander der Bewohnerschaft des Wohnprojekts, aber auch das verbindende Element zu anderen Sozialräumen im Quartier (Köstler 2018 a). So befördert Bürgerschaftliches Engagement die Verankerung des gemeinschaftlichen Wohnprojekts in die lokale Infrastruktur und das Eingebundensein in eine kommunale Kultur des gemeindlichen Miteinanders (Schulz-Nieswandt 2012, 2013). Projekte des gemeinschaftlichen Wohnens sollten sich mit weiteren Sozialräumen (Kulturraum, Wohnungsraum, Unternehmen, städtischen Einrichtungen) vernetzen, um sich so in die Infrastruktur zu integrieren. Voraussetzung sind dann strukturelle Rahmenbedingungen, damit gemeinschaftliche Wohnformen Möglichkeitsräume für innergesellschaftliche Solidarität darstellen. Ziel sollte es sein, die gemeinschaftlichen Wohnformen in den kommunalen Raum zu integrieren. Dabei sollte das gemeinschaftliche Wohnprojekt einerseits autonom andererseits vernetzt im Quartiersgefüge sein.

Abstract

Ursula Köstler; Cooperative formal principles of multi-generational living

cooperative science, multi-generational living, reciprocity, social capital, social environment, trust capital

Multi-generational living is particularly important in the current socio-political discussion. In this context, the coexistence of the generations is interpreted as a win-win situation and seen as an opportunity how the increasing number of older people can use their potential for younger generations and at the same time receive support from the younger ones. In the meanwhile, there is a wide range of housing available, which adapts to the diversity of life forms and living conditions of the generations. These living concepts are embedded in ideas of neighbourhood design.

Literatur

- Albrecht-Bindseil, N. 2014. Inklusive Lebenswelten: Entwicklung und Evaluation von sozialräumlich orientierten Wohnprojekten. Kohlhammer, Stuttgart.
- Antonovsky, A. 1979. Health, stress and coping. New perspectives on mental and physical well-being. Jossey-Bass, San Francisco.
- Binne, H. und Dummann, J., Gerzer-Sass, A., Lange, A., Teske, I. 2014. Handbuch intergeneratives Arbeiten – Perspektiven zum Aktionsprogramm Mehrgenerationenhäuser. Budrich, Opladen.
- BMFSFJ (Hrsg.) 2011. Starke Leistung für jedes Alter. Aktionsprogramm Mehrgenerationenhäuser. Berlin.
- BMFSFJ (Hrsg.) 2011 a. Demographischen Wandel gestalten – Sorgende Gemeinschaft in der Kommune. Pro-Press, Bonn.
- BMFSFJ (Hrsg.) 2012. Wohnen für (Mehr)GenerationenGemeinschaft stärken – Quartier beleben Praxisbeispiele zum gemeinschaftlichen und generationenübergreifenden Wohnen. Berlin.
- BMFSFJ (Hrsg.) 2014. Aktionsprogramm Mehrgenerationenhäuser II, Regionalkonferenzen 2014 „Geteilte Verantwortung, gemeinsamer Nutzen“ – Dokumentation. Berlin.
- BMFSFJ (Hrsg.) 2018. Bundesprogramm Mehrgenerationenhaus. Berlin.
- Coleman, J. 1990. Foundations of social theory, Cambridge: Mass: Belknap Press.
- Delaney, P. 2015. Distanz und Nähe – Die Gouvernementalität der Gemeingüter am Beispiel von Alterswohngemeinschaften und Mehrgenerationenwohnen. *Widersprüche: Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich*, 35(137), 58-74. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-64066-3>

- Deutscher Städte- und Gemeindebund (Hrsg.) und BMFSFJ (Hrsg.) 2014. Kommunale Impulse generationsübergreifender Arbeit, Hintergründe und Einblicke aus dem Aktionsprogramm Mehrgenerationenhäuser. Dokumentation 129, Berlin.
- Draheim, G. 1952. Die Genossenschaft als Unternehmenstyp, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Elsen, S. 2017. Das innovative Potential genossenschaftlichen Wirtschaftens, in: Schmale I. und J. Blome-Drees (Hrsg.) Genossenschaft innovativ ☐ Genossenschaften als neue Organisationsform in der Sozialwirtschaft, Springer VS, Wiesbaden. 135-144.
- Endress, M. 2002. Vertrauen, Bielefeld: Transcript.
- Emmingshaus, Ch. und Gess, Ch. (Hrsg.), Staats, M. 2012. Lokale Infrastruktur für alle Generationen: Ergebnisse aus dem Aktionsprogramm Mehrgenerationenhäuser. WBV, Bielefeld.
- Franzen, A. und Freitag, M. (Hrsg) 2007. Sozialkapital. VS, Wiesbaden.
- Frings, C. 2010. Soziales Vertrauen. VS, Wiesbaden.
- Gehmacher, E. 2003. Sozialkapital – Ein neues OECD Programm. SWS Rundschau 43. 311–320.
- Gouldner, A. W. 1960. The Norm of Reciprocity. A preliminary statement. American Sociological Review, 25, (2), 161-178.
- Kluth, W. und Sieker, S. 2017. Sozialgenossenschaften aus dem Blickwinkel des Genossenschaftsrechts und des Gemeinnützigekeitsrechts, in: Schmale I. und J. Blome-Drees (Hrsg.) Genossenschaft innovativ ☐ Genossenschaften als neue Organisationsform in der Sozialwirtschaft, Springer VS, Wiesbaden. 77-94.
- Köstler, U. 2013. Internetselbsthilfe – Ende der genossenschaftlichen Selbsthilfe? Zeitschrift für öffentliche und gemeinwirtschaftliche Unternehmen 36. 285-301.
- Köstler, U. 2017. Seniorengenossenschaften: Bürgerschaftliches Engagement als Hilfe zur Selbsthilfe, in: Schmale I. und J. Blome-Drees (Hrsg.) Genossenschaft innovativ ☐ Genossenschaften als neue Organisationsform in der Sozialwirtschaft, Springer VS. 175-188.
- Köstler, U. 2018. Seniorengenossenschaften – ein morphologischer Überblick zu gemeinwirtschaftlichen Gegenseitigkeits-Gebilden der sozialraumorientierten Daseinsvorsorge. In: Zeitschrift für öffentliche und gemeinwirtschaftliche Unternehmen Beiheft 50. Baden-Baden: Nomos.
- Köstler, U. 2018 a. Warum engagieren wir uns bis ins hohe Alter und warum gerade in genossenschaftsartigen Vereinen im Sozialsektor? In: Zeitschrift für öffentliche und gemeinwirtschaftliche Unternehmen 41, Baden-Baden: Nomos, 138-148.
- Köstler, U. 2019. Seniorengenossenschaften. In: Ross F./Rund M./Steinhaußen J. (Hrsg), Alternde Gesellschaften gerecht gestalten Stichwörter für die partizipative Praxis, Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Buchrich, 133-140.
- Köstler, U. und H. Marks 2017. Mehrgenerationenhäuser als gelebtes genossenschaftliches Gemeinschaftsformprinzip, in: Schmale, I. und J. Blome-Dress (Hrsg.) Genossenschaft innovativ. Springer VS, Wiesbaden. 217-228.
- Köstler, U. und Schulz-Nieswandt, F. 2010. Genossenschaftliche Selbsthilfe von Senioren, Motive und Handlungsmuster bürgerschaftlichen Engagements. Kohlhammer, Stuttgart.
- Köstler, U. und F. Schulz-Nieswandt 2015. Motivation und Anerkennung als Grundlage des Gelings von Seniorengenossenschaften, in: Beyer, T. und E. Görtler, D. Rosenkranz (Hrsg.) Seniorengenossenschaften. Organisierte Solidarität. Beltz Juventa, Weinheim Basel. 41-49.
- Köstler, U. und F. Schulz-Nieswandt 2016. Zur Logik von Seniorengenossenschaften. In: informationsdienst altersfragen hrsg, Deutsches Zentrum für Altersfragen, Berlin. 12-18.
- Krasemann, B. 2017. Lernen aus biographischer Perspektive, Springer VS, Wiesbaden.
- Kremer-Preiß U. und H. Stolarz 2003. Neue Wohnkonzepte für das Alter und praktische Erfahrungen bei der Umsetzung – eine Bestandsaufnahme. KDA, Köln.
- Lagfa Bayern e.V. (Landesarbeitsgemeinschaft der Freiwilligen-Agenturen/Freiwilligen-Zentren) 2020. Generationsübergreifende Lernen und Bürgerschaftliches Engagement. Augsburg.
- Luhmann, N. 1973. Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität, Enke: Stuttgart.
- OECD (o. J.) Glossary of Statistical Terms. www.oecd/glossary/research.org.
- Philippse, C. 2014. Soziale Netzwerke in gemeinschaftlichen Wohnprojekten. Barbara Budrich: Opladen.
- Schmale, I. 2017. Sozialgenossenschaften: eine wieder entdeckte Rechts- und Wirtschaftsform in der Sozialwirtschaft, in: Schmale I. und J. Blome-Drees (Hrsg.) Genossenschaft innovativ ☐ Genossenschaften als neue Organisationsform in der Sozialwirtschaft, Springer VS, Wiesbaden. 11-45.
- Schulz-Nieswandt, F. 2006. Sozialpolitik und Alter. Kohlhammer, Stuttgart.
- Schulz-Nieswandt,F. 2011. Gesundheitsselbsthilfegruppen und Selbsthilfeorganisationen in Deutschland. Nomos, Baden-Baden.
- Schulz-Nieswandt, F. 2012. Gemeinschaftliches Wohnen im Alter in der Kommune. Das Problem der kommunalen Gastfreundschaftskultur gegenüber dem homo patients. Duncker & Humblot, Berlin.
- Schulz-Nieswandt, F. 2013. Der inklusiven Sozialraum. Psychodynamik und kulturelle Grammatik eines sozialen Lernprozesses. Nomos, Baden-Baden.
- Schulz-Nieswandt F. 2014. Onto-Theologie der Gabe und das genossenschaftliche Formprinzip. Nomos, Baden-Baden.

Genossenschaftliche Formprinzipien gemeinschaftlichen Mehrgenerationenwohnens

- Schulz-Nieswandt, F. 2015. Gesundheitsbezogene und soziale Selbsthilfegruppen als bürger-schaftliches Engagement im sozialräumlichen Kontext kommunaler Daseinsvorsorge. In: Selbsthilfegruppenjahrbuch 2015. (Hrsg.) Deutsche Arbeitsgemeinschaft Selbsthilfegruppen e.V., Gießen. 134-149.
- Schulz-Nieswandt, F. und Köstler, U. 2011. Bürgerschaftliches Engagement im Alter. Hintergründe, Formen, Umfang und Funktionen. Kohlhammer, Stuttgart.
- Schulz-Nieswandt, F. und Köstler, U., Langenhorst, F., Marks, H. 2012. Neue Wohnformen im Alter: Wohngemeinschaften und Mehrgenerationenhäuser. Kohlhammer, Stuttgart.
- Schulz-Nieswandt F. /Alich S. /Köstler U. /Mann K. /Sauer M. 2009. Generationen-beziehungen. Netzwerke zwischen Gabebereitschaft und Gegenseitigkeitsprinzip. Kölner Beiträge zum Genossenschaftswesen. Band 4, Münster: LIT.
- Simonson, J. und Vogel, C., Tesch-Römer, C. (Hrsg.) 2016. Freiwilliges Engagement in Deutschland. Der Deutsche Freiwilligensurvey 2014, Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
- Stappel, M. 2016. Die Deutschen Genossenschaften 2016 – Entwicklungen, Meinungen, Zahlen. Deutscher Genossenschafts-Verlag eG, Wiesbaden.
- Schwarzer, R. und Jerusalem M. 2002. Das Konzept der Selbstwirksamkeit. Zeitschrift für Pädagogik – Beiheft, 44. 28-53.
- TANDEM 2020. www.tandem-tagesbetreuung.ch
- Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen 2012. Generationenbeziehungen: Herausforderungen und Potenziale. Springer VS, Wiesbaden.